

- La France. De l'Empire aux émeutes des quartiers populaires, Pantin 2007 [ohne Hrsg.], S. 15-43, hier S. 30f.)
- 6 M. Mamdani, *When Victims Become Killers. Colonialism, Nativism, and the Genocide in Rwanda*, Princeton 2001.
 - 7 So lautet das zentrale Argument von R. Bhaskars „Transformational Model of Social Activity“, siehe: *The Possibility of Naturalism. A Philosophical Critique of Contemporary Human Sciences*, London 1998, S. 25-79.
 - 8 S. M. Emirbayer / A. Mische, *What Is Agency?*, in: *American Journal of Sociology*, vol. 103 (1998) 4, S. 962-1023.
 - 9 Zu nennen ist v. a. der Sammelband S. Hall, *Identités et Cultures. Politique des Cultural Studies*, Paris 2007, aber auch S. Hall *Le populisme autoritaire. Puissance de la droite et impuissance de la gauche au temps du thatchérisme et du blairisme*, Paris 2008.

Naheem Jabbar: *Historiography and Writing Postcolonial India*, London: Routledge, 2011, 244 S.

Rezensiert von
Georg Berkemer, Berlin

Dem Leser dieser Zeilen sei zuvor eine Mitteilung gemacht, die der Autor des Buches unterschlägt: Es geht trotz des Titels nicht wirklich um Historiographie, also das kritische Reflektieren über Motive und Anlässe zur Schreibung von Geschichte innerhalb und außerhalb des wissenschaftlichen Umfeldes. Stattdessen geht es um Geschichte Südasiens als Feld der Erinnerung und als literarisch wie politisch umkämpfter Diskurs, und darum wie dieser nach Meinung des Autors im postmodernen Zeitalter geschrieben werden sollte. Die Kritik am Geschriebenen dient nur als

Vehikel zum Propagieren des eigenen Stils des postmodernen Schreibens mit historischen Anklängen. Historische Sinnbildung und deren Kritik läuft hier nicht über die Frage nach dem „Was“ des Kommunizierten, sondern über die Frage nach dem „Wie“ der Kommunikation. Wohl aber bleibt Jabbar bei der alten Regel von Karl Popper, wonach eine „Theorie“ nur durch eine neue zu ersetzen ist. Diese neue „Theorie“, der Jabbar anhängt, erklärt aber jegliche Wissenschaft zum Mythos und Geschichtsschreibung zu einer zwar temporär Sinn schaffenden, politisch umkämpften, aber letztlich von Fiktion nicht zu unterscheidenden Veranstaltung.

Das Buch besteht aus zwei Teilen. Im ersten werden Themen im weiteren Umkreis der postmodernen Historiographie erörtert. Hierzu gehören je ein Kapitel zu Hindutva und Ambedkar, bei denen die Wurzeln konservativen und im Kolonialismus verfangenen Denkens auf die deutsche Romantik zurückgeführt werden. Zuvorderst stehen zur methodischen Verortung zwei Texte, die mit „Historiography and narrative“ sowie „The historical sense“ betitelt sind. Auch hier ist die nicht eben neue Auseinandersetzung mit Schlegel und Herder, Hegel und Marx prominent. Der zweite Teil des Buches besteht aus zwei Artikeln zu Naipaul und Rushdie, die eher der Literaturkritik als der Historiographie zuzuordnen sind. Insgesamt sieht das Werk in seiner Heterogenität wie eine Sammlung von eigenständig verfassten Artikeln aus. Zumindest würde dieses die ständige Wiederkehr der Kritik an (meist deutschen) Klassikern der Orientalistik und Geschichtsphilosophie sowie marxistischer Historiker erklären. Einige Sorgfalt in der editorischen Arbeit hätte Wiederholungen

vermieden. Als zentrale Frage kann die auf S. 136 gestellte gelten, um die die Beiträge des Buches immer wieder kreisen. Jabbar fragt dort: „... what a priori considerations are involved in any interpretive feat before these can plausibly describe events in Indian history in terms of sociological modalities.“ Diese Frage ist nicht neu, aber an sich immer wieder interessant. Passagen, in denen Jabbar sich hierauf konzentriert, lassen sich mit einigem Gewinn lesen. Im Mittelpunkt stehen in weiten Teilen des Buches aber nicht Inhalte, etwa Aussagen zur Geschichtsschreibung und deren Zustandekommen, Fragen der Koinzidenz und des Sinns, Zeitgenossenschaften und gesellschaftliche Zwänge, zu kulturellen Voraussetzungen und nationalen Vorbehalten historischer Darstellung.

Den Autor interessiert vor allem die stilistische Form dieses Tuns. Es geht Jabbar eher um die Frage, in welchem literarischen Duktus, und ob überhaupt, Geschichte geschrieben werden sollte. Gerade hier hätte Jabbar in die Details gehen und explizit werden können. Denn eine mögliche Interpretation der Auswahl seiner Protagonisten und Zitierquellen könnte sein, dass er gemäß des Titels seines Buches „Historiographie“ dem westlich-kolonialen-wissenschaftlichen Stil der Geschichtsdarstellung zuordnet, „Writing Postcolonial India“ aber eher dem postkolonial-indigen-literarischen Ansatz.

Dies alles geschieht konsequent ohne Diskussion möglicher Vorbilder historiographischer Kritik wie Hayden White oder Frank Ankersmit. Anstatt solcher Bemühungen versteigt sich der Autor in eine intensive Sekundärverwertung von Zitaten seiner zumeist französischen Lieblingsautoren und allseits bekannter indisch-

amerikanischer Pandits der New Yorker Schule. Solche Kollagen von Zitaten als zentrales Stilmittel sind aus der postmodernen Literatur und Dramatik wohlbekannt, und es ist hier der leider nie explizit gemachte Versuch zu vermuten, die Geschichtsschreibung solchen Darstellungstechniken zu öffnen. Diese Art des Schreibens ist aus Sicht des Autors „state of the art“ und muss daher offenbar nicht weiter begründet werden. Kreativität zeigt Jabbar konsequenterweise im Konstruieren von riesigen, partizipien- und nebensatzlastigen Satzgirlanden, wie sie künstlicher und verschwurbelter von Judith Butler nicht hätten stammen können.

Mit der Präsentation dieses postmodernen Barocks scheint sich der Zweck der Veröffentlichung auch schon erschöpft zu haben. Es ist nämlich nicht erkennbar, für wen die Schrift verfasst worden sein könnte. Sollte sie für „Experten“ gemeint sein, dann stellt sich die Frage, was an Neuem darin zu finden ist. Antwort: bis auf einige selten zitierte Autoren, mit denen Jabbar die übliche postkoloniale Leseliste ergänzt, nichts. Wer die Thematik kennt, wird sich als postmodern Denkender vielleicht bestätigt fühlen, aber nicht viel neue Information erhalten. Marxisten und andere prä-postmoderne Richtungen könnten sich sogar darin bestärkt fühlen, gewisse postmoderne Epigonen für drittklassig und irrelevant zu halten.

Warum noch einmal auf tote Groß- und Urgroßväter wie Hegel, Herder, Marx einhauen (Max und Alfred Weber fehlen hier erstaunlicherweise), warum wieder einmal Naipaul kaputtmachen und noch einmal beweisen, dass Hindu-Faschisten genau so wenig Gehirn spazierentragen wie andere Nazi-Klone? Das wissen wir alles schon;

und Jabbars verquaste Wortdrechselei ist nun weder witzig noch feuilletonistisch genug, um damit des Lesers Lebenszeit zu verschwenden.

Bleiben die Anfänger und Laien der historischen Disziplinen, die solche Themen und Diskurse neu erwerben müssen. Diese sind Interessenten, die dieses Buch womöglich tatsächlich zur Information über postmoderne Historiographie zu lesen versuchen. Aber statt Argumenten und erklärender Offenheit finden sie nur Fallenstellerei. Sie werden Probleme haben, Worthülsen und Buzzwords von echter Analyse zu unterscheiden. Sie werden vielleicht auch nicht die künstliche Wand erkennen, die Jabbar zwischen deutscher Moderne und französischer Postmoderne aufbaut. Sie werden sich fragen müssen, welche Aussagen hinter all den langen Sätzen nun tatsächlich stecken und dann vielleicht erkennen, dass der Autor auf die Interessen jeglicher potentieller Leserschaft nicht viel Rücksicht nimmt. Damit wäre dann auch die Frage beantwortet, ob es nicht doch besser wäre, Foucault und Marx, Benjamin und Lyotard im Original zu lesen. Und wenn es ein Roman sein soll: David F. Wallace, Thomas Pynchon oder Roberto Bolaño bieten Erbaulicheres. Jabbars Stilübungen haben nichts vom Sprachrausch der zeitgenössischen literarischen Meister und taugen auch nur wenig als Judith Butler-Imitat. Zumindest beantwortet der Autor unfreiwillig die Frage, wie es klingt, wenn man Wissenschaft im Stile von David Foster Wallace schreibt: nicht gut nämlich. Ein Trost ist immerhin, dass es der Autor unterlassen hat, auch den Umfang des postmodernen Mammutromans zu imitieren.

**Pascal Gin/Walter Moser (eds.),
Mobilités Culturelles. Regards Croisés
Brésil et Canada / Cultural Mobilities.
A Cross-Perspective between Brazil
and Canada (= Transferts culturels /
Cultural transfers, Ottawa: University
of Ottawa Press, 2011, 360 S.**

Reviewed by
Nadine Sieveking, Leipzig

This edited volume provides its readers with a comparative framework for understanding the role of mass dictatorships in the twentieth century. Indeed, it offers a rare transcontinental analysis of the relationship between subject/citizen and state in democratic, socialist, communist and fascist regimes across the last century. The substantive chapters focus, in particular, on the modern mass political regimes in Europe and Asia, including Britain, China, Germany, Japan, Korea, Poland and the Soviet Union. This book, one in a collective series on mass dictatorship in the twentieth century, is edited by both the General Series editor, Jie-Hyun Lim, professor of Comparative History at Hanyang University in Seoul, South Korea, and Karen Petrone, Professor of History at the University of Kentucky. Its focus is on gender and mass dictatorship. Petrone and Lim do a careful job of contextualizing this book on gender within the larger project on mass dictatorship.

The volume begins with a series introduction, which describes how the project challenges a variety of central assumptions